

# Soziale Arbeit unter der Forschungslupe

*Wirksame Praxis ist mehr, als evidenzbasierte Methoden zeigen können*

Von *Silke Birgitta Gahleitner*

**D**ie Wirkung Sozialer Arbeit wurde auf der Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Soziale Arbeit Ende April in Würzburg in den Blick genommen. Ohne Zweifel haben Adressaten und Adressatinnen der Sozialen Arbeit ein Anrecht, über sozialarbeiterische Praxis wirksame Unterstützung zu erfahren. Die Forschung versucht daher, eine bestmögliche Hilfepraxis zu entwickeln, auch ‚best practice‘ genannt. Aber nicht nur die Profession und Disziplin Sozialer Arbeit selbst hat den Anspruch, eine optimale Praxis zu entwickeln. Seit einiger Zeit geht es auch verstärkt darum, gegenüber Geldgebern mit harten Daten die Wirksamkeit der eigenen Arbeit zu belegen. Diese Tatsache beinhaltet einiges Konfliktpotenzial. An einer Studie der Einrichtung »Opferhilfe« im Land Brandenburg soll dies veranschaulicht werden.

Brunhilde (Name geändert) wurde von ihrem früheren Partner über Monate misshandelt, vergewaltigt und terrorisiert. Als die Gewalt sich auf das gemeinsame Kind zu erstrecken beginnt, entkommt sie dem Täter mit Mühe. Dieser beginnt daraufhin ein hartnäckiges Stalking. Inzwischen hat sich Brunhilde eine neue Existenz aufgebaut, der Täter hat keinen Zugriff mehr und ist nicht nur familienrechtlich auf minimale Rechte begrenzt, sondern auch strafrechtlich verurteilt.

Mit diesen und ähnlichen Biografien ist die Traumaambulanz Potsdam tagtäglich konfrontiert. Die dort in einem interdisziplinären Team tätige Sozialarbeiterin bietet ein sozialarbeiterisches/sozialpädagogisches Begleitprogramm an, welches sich in einer Evaluationsstudie als äußerst erfolgreich erwiesen hat. So wird in der Studie eine Klientin der Opferhilfe mit den Worten zitiert: »Das war von Anfang an gleich so ein Gefühl ... die wissen, was sie machen«. Und weiter: »Da war dieses Vertrauen ... jedes Mal war ich so zufrieden, wenn ich hier raus gegangen bin. Dann habe ich gedacht: ‚Oh, ich fühle mich schon wieder leichter.«

Die als qualitativ hochwertig angelegte Hilfe der Fachkräfte der Einrichtung erfolgt traumakompetent,

**Silke Birgitta Gahleitner** ist als Professorin für Klinische Psychologie und Sozialarbeit an der Alice Salomon Hochschule Berlin tätig. Momentan befindet sie sich zu einem Forschungsaufenthalt an der Donau-Universität Krems. Dort entstand auch die im Texte genannte Studie zur »Opferhilfe« in Brandenburg:

● <http://www.donau-uni.ac.at/de/departments/psychmed/forschung/projekt/id/19895/index.php>

In der Deutschen Gesellschaft für Soziale Arbeit ist Gahleitner Sprecherin der Sektion Klinische Sozialarbeit.



**Silke Birgitta Gahleitner**

lebensnah und ressourcenorientiert, wie die Studie nachweist. Insbesondere die Netzwerk- und Lebenswelt- und Ressourcenorientierung zählen zu den typischen Charakteristika sozialarbeiterischer und sozialpädagogischer Hilfen. In der Potsdamer Traumaambulanz werden Kontakte der Klientinnen und Klienten zum sozialen Umfeld, zu Gericht und Polizei fachkundig begleitet. In den Beratungsgesprächen werden die Adressaten und Adressatinnen darüber aufgeklärt, dass ihre traumatischen Symptome ganz normale Reaktionen auf abnormale Ereignisse darstellen. Das »holt mich auf den Boden der Tatsachen«, betont eine Klientin. Eine andere erzählt: »Ich bin jetzt ein ganz anderer Mensch, und ich weiß, wenn da irgendwie etwas dazwischen kommt oder so, dann kann ich immer anrufen.« Eine Dritte bezeichnet besonders die Begleitung zur Polizei und zum Rechtsbereich als hilfreich.

**D**ie Traumaambulanz ist für diesen Zweck in ein umfassendes professionelles Netzwerk eingebunden. Prozessbegleitung und Beratung arbeiten Hand in Hand: »Ich weiß, wenn irgendwas bei mir psychisch kritisch wird, habe ich eine Anlaufstelle, und die haben ja dann auch wieder connections«, zeigt sich eine andere Klientin in einem Interview erleichtert. Die positiven Ergebnisse werden nicht nur in den Befragungen geäußert, sondern sie werden auch von den begleitenden statistischen Messungen zu traumarelevanten Symptomen belegt: So haben sich alle Teilnehmerinnen des Programms aus dem Gefährdungsbereich, eine sogenannte Posttraumatische Belastungsstörung zu entwickeln, herausbewegt. Die meisten verlassen die Einrichtung nahezu ohne nachweisbare Symptome.

Schlagkräftige Daten, so möchte man meinen. Das erfolgreiche Modellprojekt ist jedoch gefährdet, soll es doch möglicherweise schon in Kürze geschlossen werden. Die Landesregierung in Brandenburg weiß noch nicht, ob sie es dafür weiter finanzielle Mittel zur Verfügung stellen wird. Psychiatrische Institutsambulanzen sollen die Arbeit übernehmen, nicht Sozialarbeiter und ein interdisziplinäres Team, obwohl die Ergebnisse eindeutig für sie sprechen. Warum hat der wissenschaftliche Nachweis, dass die Soziale Arbeit in der Opferhilfe in Brandenburg wirkt, so wenig Einfluss auf die politischen Entscheidungen?

Soziale Arbeit wird oftmals wenig mit Wissenschaft und Forschung in Zusammenhang gebracht. Dabei ist Forschung, wie der emeritierte Sozialwissenschaftler Albert Mühlum sagt, Teil professioneller Praxis. Denn Soziale Arbeit benötigt entlang ihrem Mandat, Lebensweisen und Lebenslagen professionell zu verstehen, eine »verlässliche Selbstkontrolle«, sagt er. ➤

Dieser Anspruch hat eine lange Tradition. Mit dem Nationalsozialismus kam es jedoch zu einer massiven Unterbrechung der Forschungstätigkeit. In den letzten Jahrzehnten ist die Gesellschaft komplexer geworden. Dies hat zu ständig neuen Herausforderungen, z.B. durch Migration, neue Morbidität geführt, die besonders den Bereich der Sozialen Arbeit betreffen. Der dortige Forschungsbereich ist explodiert.

**I**m Vergleich zu den Universitäten leiden die Hochschulen zwar unter strukturell ungünstigeren Forschungsbedingungen, dennoch hat sich inzwischen auch dort eine breite Forschungslandschaft etabliert. Der komplexe Gegenstandsbereich umfasst personen-, umfeld- und umgebungsbezogene Parameter der Einzelfallhilfe, Gruppenarbeit und Gemeinwesenarbeit und benötigt daher eine Vielfalt verschiedener Forschungsstrategien. Methodisch betrachtet stellt dies Forscherinnen und Forscher vor große Herausforderungen.

Fest steht: Wir wissen noch immer zu wenig darüber, welche Hilfeangebote wie wirken und warum Sozialarbeit mal mehr und mal weniger erfolgreich ist. Soziale Arbeit ist auch tatsächlich schwer zu (er-)fassen. Denn:

1. Hilfepraxis ist komplex: Einzufangen sind die Beteiligten, deren Biografien, Lebenslagen, Lebensstile, Wünsche, Werte, Absichten, Gefühle, Wirklichkeiten.
2. Hilfepraxis ist einzigartig: Was in einem Fall funktioniert, muss noch lange nicht in einem anderen Fall funktionieren.
3. Hilfepraxis ist immer schon vorbei. Sie wird nie wieder so sein. Allenfalls ähnlich.

Wie also – um bei unserem Beispiel zu bleiben – in diesem »Wirrwarr« verschiedenster Adressaten und Adressatinnen, die verschiedenste Traumata erlitten haben und verschiedenste Lebensweisen präferieren, »geordnet forschen«? Wie will man zu verwertbaren Ergebnissen kommen? Dies gelingt in manchen Bereichen nur mit offenen Verfahren, z.B. mit Hilfe von Interviews, die es den Befragten erlauben, ihre Wirklichkeitsentwürfe zu entfalten, mit Forschung also, die sich als ein Verständigungsprozess zwischen den jeweils Beteiligten versteht. So ist auch in der Studie der Traumaambulanz vorgegangen worden.

Im Zuge der Sparanstrengungen öffentlicher Stellen haben in den vergangenen Jahren jedoch vermehrt sogenannte evidenzbasierte Methoden an Gewicht gewonnen. Der Begriff ist aus der Medizin in andere Forschungsbereiche »eingewandert« und bedeutet »auf Beweisen beruhend«. Zur Unterstützung einer »evidence-based social work«, wie Peter Sommerfeld von der Fachhochschule Nordwestschweiz auf der Tagung in Würzburg diese Position verdeutlichte, soll verstärkt die Wirksamkeit evaluiert werden. In der Psychotherapie z. B. ist das schon durchgängig so.

In der Logik dieser evidenzbasierten, meist quantitativ ausgerichteten, Forschung wird jedoch – ganz im Kontrast zu den praxisnahen soeben erläuterten Bedarfen der Sozialarbeitsforschung – allein den randomisierten

Kontrollgruppenstudien (sogenannten RCT-Studien) der »Goldstandard« der Forschung zugewiesen. In ihnen sind klare Kausalitäten nachzuweisen. Dazu jedoch benötigt es bereits vor der Studie Fragen, auf die es auch klare und einfachere Antworten gibt. Das heißt, diese Forschung leuchtet nur einen kleinen Teil der Realität aus.

## »Bei den Begründern evidenzbasierter Ansätze ist ein Umdenken festzustellen«

Für viele Aspekte in der Sozialen Arbeit ist diese Vereinfachung, so Peter Sommerfeld auf der Tagung, aufgrund der komplexen sozioökonomischen, biografischen und vieler anderer Einflüsse nicht möglich. Die Ergebnisse der eng angelegten RCT-Studien aus der Psychotherapie sind daher für die Soziale Arbeit nur teilweise brauchbar.

Die Tendenz, stets dem quantitativen Forschungsparadigma den Vorrang vor dem qualitativen zu geben, wird allerdings neuerdings nicht nur von Seiten der Sozialen Arbeit kritisiert. Auch bei den ausdrücklichen Verfechtern evidenzbasierter Ansätze selbst, der American Psychological Association (APA), ist schon länger ein deutliches Umdenken feststellbar. So gibt die sogenannte Evidence-based-task-force praxisnahen, qualitativen und kontextorientierten – letztlich der Sozialen Arbeit sehr nahen – Vorgehensweisen wieder deutlich mehr Gewicht. In der Sozialpolitik in den deutschsprachigen Ländern ist dies jedoch noch keineswegs angekommen, wie unter anderem an der drohenden Schließung der Traumaambulanz in Potsdam deutlich wird.

Das Eröffnen alter Dualitäten ist also kontraproduktiv. Auf der Suche nach verstehenden Zugängen zu sozialen Randlagen und der subjektiven Realität »beschädigten Lebens«, wie der Sozialpsychologe Heiner Keupp es ausdrückt, sollte daher die Chance auf eine sinnvolle Qualitätssicherung nicht aufgegeben werden. Der Vielfalt der Phänomene ist kaum mit einzelnen Methoden allein gedient, dies wird auch in der Studie der Opferhilfe deutlich. Deshalb wurde dort eine Kombination von Methoden – auch »mixed methods« genannt – genutzt. Zu erkennen, dass bei allen Adressatinnen und Adressaten der Traumaambulanz die Symptome nachlassen und zugleich durch die Interviews zu verstehen, welche Veränderungen wie glücklich sind, macht Sinn.

Neben dem Erkenntnisgewinn der quantitativen Sozialforschung mit ihrem Fokus auf verallgemeinerbaren Ergebnissen ermöglicht die qualitative, rekonstruktive Sozialforschung den Zugang zu subjektiven Deutungen, also der »anderen«, komplexen Seite, die Schritt um Schritt »Wissen schafft«. Warum sollen Praktiker in diesem Konzert der Informationen nicht jeweils reflexiv und diskursiv angemessene Entscheidungen fällen? Dann wären diese Entscheidungen »nur« noch von Kostenträgerseite und letztlich der Politik auch angemessen zur Kenntnis zu nehmen!